

Nr. 65. Bromberg, den 28. März 1928.

Die beiden Ringe.

Roman von Minna Falk.

(11. Fortsetzung.

Hedwig nahm die Schwester bei der Hand, sie setzten sich auf das buntgeblümte Gobelinsofa. „Nun sprich nur“, sagte sie. „Wir machen alle dasselbe durch und müssen zusammenhalten.“

„Nein,“ sagte Käte, „wir machen nicht dasselbe durch, es gibt auch Hundeschnauzen. Und fast könnte ich sie beneiden. Jedenfalls ist es immer noch besser, als wenn einen der Ekel packt. Oder gar den andern.“

„Käte!“ sagte Hedwig entsetzt.

Käte machte sich von der Schwester los, die den Arm um sie gelegt hielt, warf sich herum und biß in den gestrickten „Puff“, daß die Wollfasern sich ihr zwischen die Zähne setzten.

„Du hast dich ja wie ein Tier“, sagte Hedwig und fühlte, wie ihr selbst das Blut schlug.

„Ja“, sagte Käte und richtete sich mit heißen Augen auf, „ich habe mich wie ein Tier. Und du bist nun bald eine ehrbare Braut, und das ist freilich zweierlei, Hete. Du solltest dich gar nicht mehr mit mir einlassen. Du hast nun bald nichts mehr mit dem Fluch zu tun.

„Mit dem Fluch?“ sagte Hedwig verständnislos. „Besinn dich doch, was du sprichst! Man muß doch auch wieder Maß und Ziel wissen, Käte!“

„Wenn der Mensch Fieber hat, redet er darauflos“, sagte Käte störrisch.

Hedwig war sehr liebevoll mit der jüngeren Schwester. Sie nahm den heißen Kopf her und legte ihn sich an die Schulter. „Du bist nur aufgeregt“, sagte sie, „und poltertest schon immer gerne mal mit Worten über Bord. Es wird alles so schlimm nicht sein.“

Käte drückte ihren Kopf fest an. „Ja, Hete, es geht gleich mit mir durch“, sagte sie. „Ich bin von uns vier Schwestern die schlimmste. Anna zählt ja eigentlich nicht mehr mit und hat immer nicht so recht mitgezählt, scheint mir. Und unsere Kleinste ist wie ein Junge. Die klettert und tollt herum, daß es eine Art hat, und nachher steckt sie ihren heißen Kopf in die Bücher. Sie hat ihre Apotheke selbst und macht sich heiße oder kalte Umschläge, wie sie angebracht sind. und kein Mensch wird darum gewahr.“

Käte schwieg, und Hedwig dachte, daß nun wohl sie an die Reihe kommen würde. Und das kam sie auch.

„Und du“, fuhr Käte fort, indem sie den Kopf hob und die Schwester fast mit Verehrung ansah, „du kannst bremsen. Du hast dich in der Gewalt und behältst die Zügel in der Hand, wenn es auch mal mit dir durchgehen will. Ich weiß mehr von dir, als du glaubst. Und es steht dir auch im Gesicht geschrieben.“

Hedwig stieg langsam Blut hinter die Haut. „Sieh mich nicht so an, Käte!“ sagte sie. „Du taxierst mich höher ein, als ich zu werten bin. Ich sitze hier und weiß dir nichts zu sagen, womit ich dir helfen könnte.“

„Daß du mir helfen kannst, glaube ich auch kaum“, sagte die Schwester. „Jeder ist, wie er ist. Nur könntest du mir einmal sagen, ob nun alles gut ist bei dir, nun du Franz hast.“

Da stieg das Blut bei Hedwig noch viel höher. Sie sah so rot aus, daß Käte den Kopf wieder wegsteckte. „Laß nur, so was gehört sich nicht“, sagte sie. „Ich will dich später nach der Hochzeit mal ganz sinnig fragen. Ohne viel Worte, Hete. Ich les' denn mal ab und blättre still um. Das kann ich dir gar nicht sagen, wie ich mich freue, mal bei dir auf der Brückenstraße zu Besuch zu sein und denn mal Schritt neben dir zu gehen und in Ruhe mit dir zusammen zu sein. Hier kommt man ja aus dem Marschschritt nicht heraus und läßt alles laufen, wie es laufen will.“

Einen Augenblick blieb es still in der Stube. Es war, als hörten die Schwestern sich gegenseitig die Uhren ab.

Dann sagte Hedwig: „Ich möchte dir doch Antwort geben. Ich bin sonst nicht ruhig bei dem Abschluß, und du denkst nachher auch nur weiter nach. Gut in dem Sinn, wie du es meinst, ist noch nicht alles bei mir, Käteschwester. Du warst mir noch zu jung, daß ich dir etwas von meinen Kämpfen sagen mochte. Nun bringt es diese vertrauliche Stunde so mit sich, daß ich mal offen bin. Es muß sich während der Brautzeit noch manches klären zwischen Franz und mir, Käte. Das Muschelnsuchen zwischen Ebbe und Flut fehlt uns noch.“

Die jüngere Schwester faßte die ältere bei beiden Händen an und sah ihr flehend in die Augen: „Wenn du mir Antwort gibst, Heteschwester, sag mir auch die reine, volle Wahrheit! Hast du deinen Franz nicht von ganzem Herzen lieb?!“

Hedwig konnte den heißen, klammernden Blick nicht ertragen; jetzt hätte sie den Kopf wegstecken mögen. „Ich habe ihn lieb“, sagte sie und versuchte ihrer Stimme Festigkeit zu geben. „Ich sage mir nur immer wieder, daß das beste Land noch brachliegt in ihm. Wir müssen erst mal zu Ruhe und Stille miteinander kommen.“

„Ja, das glaube ich auch“, sagte die Sechzehnjährige und ließ die Hände los. „Ruhe und Stille. Ich glaube überhaupt, Hete wir Frauen wollen bloß ein Kind haben. Nachher ist alles gut.“ Ihre Augen gingen in die Ferne und hatten einen so warmen und satten Glanz, daß die ältere Schwester bewegt sagte: „Man muß dir gut sein, du. Du hast Augen, da sammeln sich Summen zusammen, daß es einem schwindlig werden kann. Ach ja, Käteschwester, du wirst gewiß einmal eine Mutter sein, wie es nicht viele gibt. Wenn deine Zeit gekommen ist, meine kleine Schwester. Wir Mädchen mit dem heißen Blut können so schlecht warten, bis der Rechte kommt.“

„Ja,“ sagte die Kleine, die blond war wie ihre Schwester, aber so dunkle Augen hatte, daß sie beinahe als schwarz anzusprechen waren, „ja, der Rechte. Dies könnte wohl der Rechte sein, um den es mir jetzt geht — nur er sieht mich gar nicht, Hete. Er ist Kandidat der Theologie und hat ein Paar Hände, daß man beide Back-n dazwischenlegen und sich die Glut kühlen lassen möchte. Wir sehen den Leuten doch immer auf die Hände. Ich mag es zu gerne, wenn sie weiß und schmal sind und sich nach lauter Streicheln ansehen. Natürlich nicht kränklich und bleichsüchtig oder wie Mädchenhände, nein, du weißt doch, wie Dr. Elgerstedt sie hat. Ach, Hetelein, ich bin so ein Narr! Bin selbst so robust. Und hab' Hunger auf so was. In der Schule schon, wenn einer Zuschnitt hatte, war ich hin. Nicht bloß fein tun, es muß auch was dahintersitzen!“

„Du Kindskopf!“ sagte die Schwester. „Was guckt da nun schon wieder für ein Zipfelchen heraus!“

„Ja,“ sagte Käte, „das ist gräßlich, und da siehst du ja die hohen Zahlen, die sich summen bei mir. Noch so weh kann es mir sein ums Herz — gleich sind auch wieder Kinkerlitzen da. Mitten aus der Not heraus kann ich mich hinsetzen und mir ausmalen, wie ich mich wohl haben und aufspielen würde, wenn ich eine Torte zu acht Mark bekäme.“

„Eine Torte zu acht Mark?!“ sagte Hedwig und wußte nicht, was sie zu dem Schnack sagen sollte.

„Ach, das weißt du wohl gar nicht, was damit los ist?“ sagte die Schwester. „Wir haben unsere Statuten ja auch immer geheimgehalten. Aber du kannst ja schweigen, Heteschwester. Also wir haben in unserem Veilchenklub abgemacht, daß wir aus unserer Klubkasse eine Torte zu drei Mark stiften, wenn sich jemand von uns verlobt. Sollte der Bräutigam jedoch Akademiker sein, sollen acht Mark angelegt werden für eine Pücklertorte oder so. Wir haben aber nie acht Mark darin!“ schloß Käte und lachte auf.

Und Hedwig mußte auch lachen. „Wir wollen es in Zukunft gar nicht mehr so schwer nehmen, wenn du mal wieder Fieber hast“, sagte sie. „Wir wollen frisch, fromm, fröhlich darüber hinzukommen suchen — vielleicht hilft dir das am allerbesten. Mit Wehleidigkeit macht man sich immer noch wehmütiger. Alles sieht den andern Tag schon anders aus.“

Aber damit war die jüngere Schwester nun doch nicht einverstanden. „Nein, Hete,“ sagte sie ganz ernsthaft, „das Salzwasser muß ich mal los sein bei dir. Ich krieg' sonst die Ecken nicht rein und mach' auch vorschnell einen Strich. Den Rest will dann zuletzt keiner haben, und man kann ihn auch niemandem zumuten.“

Hedwig schwieg.

„Den Mund habe ich auch schon einigermaßen in der Gewalt“, fuhr Käte fort. „Nur die Augen noch nicht. Und das fühl' ich immer erst, wenn sie festsitzen. Neulich an Herrn Pastors Geburtstag saßen wir uns am Tisch gegenüber, und da ließ ich beim Anstoßen mit dem Johannisbeerwein erst los, als ihm das Blut blank im Gesicht stand.“

Hedwig sagte auch jetzt nichts, und Käte hatte den Kopf wieder weggesteckt Kaum hörbar sagte sie: „Ich hab' ihn so lieb — auf hunderterlei Art —, daß ich kaum weiß, wie ich es aushalten soll. Ich krieche nachher unter die Decke und lege mir die Hände auf die Lippen. Immer muß ich mir vorstellen — — —“ Hete half nicht.

„Den Kopf zurücklegen und stillhalten, Hete. Meinetwegen bis ich achtzehn Jahre alt bin und Braut sein kann wie du — — —“

„Liebe auf hunderterlei Art“, ging es Hedwig durch den Kopf, als sie in ihrem Bett lag.

Die leicht entzündbare kleine Schwester würde ja gewiß immer wieder leicht in Flammen stehen, und doch lag da ihr ganzer Reichtum. Auf hunderterlei Art!

Und ihre Verwandtschaft mit der Schwester lag da. Sich liebhaben auf hunderterlei Art und nur sich keine freundliche Gewohnheit aus der Ehe machen, oder einander geben, was man einander schuldig war. Nur keinen Handel aus einem Heiligtum machen!

Was für ein Segen war es, daß man nachher alles mit Mutter Kolck besprechen konnte! Die kannte ihren Franz und würde schon alles mit in ein gutes Gleise lenken. Er war ja im Grunde so willig, der große Junge. Und dem Mann ein bißchen Mutter mit sein, hatte auch seinen Reiz. Er sagte ja schon jetzt manchmal „Muttsch“ im Übermut und war so drollig dabei. „Steuer man noch nicht so viel,“ sagte er wohl. „Du sollst mal sehen, was das nachher für eine versiändige Sache bei uns wird auf der Brückenstraße. Dann überspringen wir gleich eine Station und sind schon Großpapa und Großmama, wenn etwa aus Ägypten etwas bei uns zugereist kommen sollte. Lange Pfeifen habe ich schon drei hinter den Ofen gehängt. Nun laß mich nur noch schnell mal eine Zigarette schmecken und so eine seltsame Einrichtung, die man Kuß nennt! Und dann hielt er seinen frischen Mund hin und konnte nie genug kriegen.

Hedwig löschte das Licht und legte sich auf die Seite.

Sie lag aber erst wenige Augenblicke, als sie behutsame Schritte über den Flur kommen hörte und auf ihr Zimmer zu. Käte würde es doch bestimmt nicht noch einmal sein.

Nein, Käte war es nicht. Und es pochte so leise, als sollte erst festgestellt werden, ob Hedwig wohl auch noch wach sei. „Wer ist da?“ fragte sie.

„Ich bin es“, sagte Tante Tesche und trat auch schon ein. Sie hatte die Nachtmütze auf, hatte eine brennende Kerze in der Hand und sah in dem dicken, flauschigen Wintermantel, den sie zu der Nachtmütze übergezogen hatte, so überwältigend komisch aus, daß nur ihr ernstes Gesicht Hedwig abhielt, trotz der nächtlichen Stunde laut herauszulachen. So nahm sie sich aber zusammen und sagte nur: „Du, Tante Tesche?“ Denn sie war wohl oft genug spät am Abend noch zu der Tante gegangen, niemals aber war die Tante um solche Zeit zu ihr gekommen.

„Ja“, sagte Fräulein Haffkamp und stellte die Kerze auf den Tisch, „das sag man, Kind, das kannst du wohl fragen, und man sollte es auch nicht für möglich halten, daß auch alte Leute noch ihre Ruhelosigkeit haben. Ich konnte nicht einschlafen, Hete, und mußte noch mal aufstehen, als ich dich vor einer Viertelstunde noch über den Flur kommen hörte. Und nun komme ich und habe etwas auf dem alten, schrumpeligen Herzen. Hete, ich möchte so gerne einen Kanarienvogel haben!“

Es kommt wohl doch noch so weit, daß wir sie in eine Anstalt bringen müssen, dachte Hedwig mit einem wehen Gefühl. „Einen Kanarienvogel willst du haben, Tantchen?“ sagte sie. „Aber Einfacheres als das gibt es doch gar nichts. Du brauchst doch nur hinzugehen und dir einen zu kaufen. Oder soll ich mit dir kommen? Das will ich gern tun.“

„Mir einen kaufen, das könnte mir fehlen!“ sagte die Tante. „Damit es voll geschlagen hat. Nein, Kind, so geht es nicht. Ich lass' sie ja lachen — was wissen sie von uns Jungfern? Schön, einen Hund, eine Katze oder einen Vogel. Bei mir soll es nur ein kleiner Vogel sein nun auf den Rest noch. Denn du gehst nachher ja bald aus dem Hause. Und dann bin ich allein. Ich weiß ja selbst, daß ich verbaut bin.

Ower so'n lütten Vogel! Der merkt den Unterschied wohl nicht. Aber ihn mir selbst kaufen? Um alles in der Welt nicht! Sag du auch nichts, Hete! Daß ich ihn mir gewünscht habe, meine ich. Du hast mir einfach eine kleine Freude machen wollen.“

Hedwig sah in die todguten Augen und hätte weinen mögen. Die Tante hatte sich zu ihr auf die Bettkante gesetzt und war von allen Seiten frei in dem Jammer ihres verlassenen, einsamen Lebens. Und streicheln durfte sie jetzt nicht, dafür kannte sie Tante Tesche, dann wurde sie schen und konnte das Häuflein Elend, das sie war, nicht mehr beisammen halten. „Liebe, liebe Tante Tesche“, sagte sie darum nur, „wie froh bin ich, daß ich dir nun doch auch einmal eine Freude machen kann! Was hab' ich mir manchmal für Mühe gegeben, um mal einen Wunsch aus dir herauszuholen! Nie und nie hattest du einen. Und jetzt trifft es sich so wunderbar schön, nein, wie trifft es sich schön! Gerade in diesen Tagen habe ich bei Nehrings welche gesehen. Goldig, ich konnte mich gar nicht trennen. Und ein Bauer! Da sitzt so ein kleiner Vogel gar nicht wie in einem Käfig — ein kleines Bauernhaus ist es, mit einem richtigen Strohdach drauf. Ganz allerliebst und ulkig. Ich hab' Franz schon mit hingeschleppt, und Franz und ich waren schon halbwegs entschlossen, es für seine Mutter zu kaufen, die hat doch auch einen so lieben gelben Sänger.“

„Seit dem Tage auf der Brückenstraße bin ich den Gedanken ja nicht mehr losgeworden,“ sagte die Tante. „Wie das kleine Tier Mutter Kolcken aus der Hand frißt und sich auf ihre Schulter setzt und ihr zupiept, das seh' und hör' ich nachts im Bett noch. Als ob er für fest und gewiß zu ihr gehörte und sie jeden Piep verstehen könnte. Da kann man sich mit abfinden. Es ist doch ein bißchen Leben für einen allein, und man ist schließlich auch 'n Mensch.“ —

Hedwig legte sich mit dem Gesicht ins Kissen, als sie allein war. —

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Zeitungsnotizen und eine schöne Frau.

Skizze von **Paulrichard Hensel.**

Mit gleichmäßiger Geschwindigkeit fuhr der Nachtschnellzug zwischen Budapest und Belgrad durch gähnende Einsamkeit seinen Weg. Die Scheiben klirrten leise, die Abteile waren teilweise verdunkelt, mancher Reisende versuchte durch Lesen den fehlenden Schlaf zu ersetzen. Henri Monnier blätterte in bunten Zeitschriften, las immer wieder dasselbe Zeitungsblatt, immer wieder die vor seinen Augen tanzenden, ins Groteske wachsenden Buchstaben: „Entdeckt — auf der Spur — Die Grenzstationen benachrichtigt —“

Es war alles gut gegangen. Monatelange Vorbereitungen hatten den Raub risikolos gemacht. Ihm schenkte man das Vertrauen, die Ledertasche mit dem Schmuck über die Grenze zu den wartenden Freunden zu bringen. Reicher Lohn winkte. Und nun — war es ein nicht berechnetes Mißgeschick, war es Verrat? — nun waren sie ihm schon auf den Fersen, wußten vielleicht gar, daß er diesen Zug benutzte — bei jedem Schritt des Schaffners in dem Wagenkorridor zuckte er zusammen — es gab keinen Ausweg, über ihm im Gepäcknetz lag die verräterische Tasche, in seinem Mantel waren Briefe und Aufzeichnungen.

Es war Torheit, so übertrieben ängstlich zu sein. Er könnte, wenn Gefahr drohte, die Papiere aus dem Fenster werfen, vielleicht auch die Tasche, dachte er — aber das wäre Egoismus gegenüber den anderen, niemand würde es ihm glauben — und dann.

Ihm gegenüber im Abteil saß schweigsam und zurückgelehnt eine junge Frau, schön, wie sie Henri selten gesehen hatte, mit der Eleganz und Sicherheit der Dame von Welt, die Reisen und Selbständigkeit gewohnt ist. Sie hatten schon ein paar unvermeidliche Worte miteinander gesprochen, auch glitt dann und wann ein Blick zu ihm herüber, der ihn ver-

wirrte und seine eigenen Gedanken vergessen ließ, — sie war kaum Abenteurerin genug, um es mit einem verstehenden Schweigen zu übergehen, wenn er sich im Augenblick der Gefahr seines Raubes durch das Fenster entledigt hätte. Unwillkürlich erinnerte er sich an frühere Jahre, friedliche Ferienfahrten — damals kamen die Worte von selbst auf die Lippen, wenn ein hübsches Mädel das Abteil mit ihm teilte, und es wurde oft Lachen und Sonnenschein und Freude für viele Wochen daraus. Damals, als noch keine Steine auf seinem Wege lagen . . .

Und — mit einem Male wurde es ihm bewußt — das war nun alles vorbei. Zärtliche Worte, ein wenig Tändelei, ein wenig Liebsein, Bedeutung im Herzen einer Frau.

Waren die tausend Möglichkeiten zwischen Spiel und Ernst in der Liebe nicht lockend genug, — herumzukehren oder halt zu machen, einen neuen Lebensweg zu suchen? Aber das war wohl töricht gedacht. Es muß schon schön sein und kann eine seltene und gute Erinnerung geben, nur für diese paar Stunden nichts zu sein als ein galanter, von der Schönheit einer Frau gebannter Kavalier und zu spüren, daß es jenseits von Hast und Angst noch ein anderes Leben gibt.

Nein, nicht davon träumen, nicht die Gedanken zersplittern. Die junge Frau würde nicht böse sein, hülfe er ihr, die Fahrt anders als im Schweigen zu verbringen. Aber was gäbe es ihm? Kein Gedanke an ein Wiedersehen — auf der nächsten Station schon erreichte ihn vielleicht sein Schicksal — da gab es kein Entrinnen, aber es sollte auch keine Demütigung werden. Henri Monnier schloß die Augen, um Herz und Verstand zu schützen — und nun hatte er nichts mehr zu tun als zu warten.

Plötzlich schreckte er auf. Die Dame ihm gegenüber stand mit hartem Blick vor ihm, das Haar zerzaust, den Halsausschnitt herabgezerrt, die Hand am Griff der Notbremse. Knapp und scharf waren ihre Worte

„Mein Herr, haben Sie die Güte, mir Ihre Brieftasche zu geben. Ich zähle bis drei, dann bringe ich den Zug zum Stehen. Es wird nicht schwer zu glauben sein, daß Sie mich überfallen haben. Wählen Sie die Verhaftung, oder die Möglichkeit, einer Dame gefällig zu sein — eins — zwei —“

Mit einem Male arbeiteten Henris Gedanken wieder mit der in harter Schule erworbenen Präzision. Der erste Gedanke: Herrgott, wie schön ist sie jetzt! — wurde schnell von einem unsagbar bitteren Gefühl ausgelöscht. Sollte seine Fahrt an dieser Banalität scheitern? Er brauchte nicht nachzudenken, welche Folgen die Beschuldigung der Fremden, die Herbeirufung der Polizei für ihn haben würden. Aber ausliefern —?

Die grausam lächelnden Lippen der Frau formten sich zum dritten Wort.

Da sprang er auf, riß den Arm der Fremden, der den Griff der Notbremse hielt, mit einem Ruck herunter — ein Rütteln ging durch den Zug, knirschend legten sich die Bremsen an die Räder — daß er daran nicht gleich gedacht, diese Möglichkeit überhaupt nicht erwogen hatte! Schon verlangsamte der Zug seine Fahrt. Und während die Frau, verblüfft über das Geschehene, das sie ernsthaft gar nicht in Betracht gezogen hatte, auf Henri starrte, hatte dieser die Handtasche ergriffen, die Abteiltür geöffnet — „schade, gnädige Frau“, sagte er höflich mit einem leisen Unterton von Verachtung — und sprang von dem sich auslaufenden Zuge in die Finsternis hinaus. Ein paar Minuten später hielt der Zug, Türen wurden aufgerissen, strenge Beamtengesichter sahen den Reisenden in die verschlafenen Augen.

*

Drei Tage später las Henri Monnier in einem Café Belgrads diese Zeitungsnotiz:

„Durch einen Zufall gelang es, im Schnellzug Belgrad-Budapest der Hochstaplerin Sonja Somlnoff habhaft zu werden. Von unbekannter Hand war der Zug auf offener Strecke zum Stehen gebracht worden, und die anschließende Revision der Fahrgäste führte zur Entdeckung der lange Gesuchten, die, wie die offene Abteiltür erkennen ließ, sich gerade zur Flucht anschicken wollte. Ohne diesen Zufall hätte sie unbeachtet ein neues Wirkungsfeld für ihre Tätigkeit erreichen können.“

Nachdenklich, mit einer tiefen Falte auf der Stirn, legte er das Blatt fort.

Das ist der Sinn von diesem großen Sterben,
Ihr, die ihr dann noch lebet, merket gut:
Die großen Toten wollen große Erben,
Ihr Todesmut will unsern Lebensmut.
Ihr ungemeines opferndes Verrichten
Bewirkt ein neues Maß für unsere Pflichten,
Und wehe dem, der dann nicht liebt und tut!

Anton Wildgans.

Gewaltiger Vogelzug auf Helgoland.

Von Dr. **Rudolf Drost**, Leiter der Vogelwarte der Staatl. Biologischen Anstalt auf Helgoland.

Helgoland gilt mit Recht allen Vogelkennern und -freunden als klassische Stätte zur Beobachtung und Erforschung des Vogelzuges, und die Helgoländer „Zugnächte“ sind berühmt. Äußerst selten jedoch ist es jemandem vergönnt, Zeuge solcher Naturgeschehnisse zu sein.

Die Zugnacht vom 24. zum 25. Oktober 1927 war gewaltig, ja, geradezu ein Erlebnis, auch für den, der schon jahrelang auf Helgoland weilt und mit den Geschehnissen des Vogelzuges vertraut ist. Besucher der Vogelwarte (Beleger eines wissenschaftlichen Arbeitsplatzes), die Ähnliches noch nie schauten, waren überwältigt.

Gegen 20 Uhr machten sich die ersten Wanderer bemerkbar, im Strahl des Leuchtturms blitzten einzelne Vögel auf. Der Himmel war ziemlich bewölkt, es wehte schwacher Nordwestwind — Stärke 1. Um 20.30 Uhr kreiste ein sehr großer Starenschwarm — viele Hunderte — um den Leuchtturm. Nun wurde es Zeit, sich für den Fang zu rüsten. Dann kamen viele Stunden der Spannung, der Ungeduld, dann von Zeit zu Zeit wurden einzelne Sterne am Himmel sichtbar. Sterne aber bedeuten Licht zur Orientierung für die Vögel oder — anders ausgedrückt — Verminderung oder gar Aufhebung der Anziehungskraft des Leuchtfeuers. Mehrfach wurde es hell und dunkel, und mehrfach verschwand der Starenschwarm und kehrte zurück. Schließlich aber entschied sich das Wetter zur Dunkelheit. Gegen 23 Uhr etwa setzte ein leichter Regen ein, und von dann an blieb es meistens ganz dunkel. Der Wind war über West nach Südwest gegangen und etwas stärker geworden, später bis Stärke 5. In unbeschreiblicher Menge kamen nun die Vögel zusammen. Aus dem einen großen Schwarm wurde ein Heer von Staren, Lerchen und Drosseln. Jeder der drei Strahlen des Leuchtfeuers war in jedem Augenblick seiner Umdrehung dicht angefüllt mit leuchtenden Punkten, soweit das Auge blicken konnte. Es schneite Vögel. Am Leuchtturm selbst war das Gewimmel entsprechend. An den Glasscheiben, durch welche die Lichtstrahlen herausdrangen, ein Geschwirre wie von Insekten, auf der Galerie darunter saßen und liefen unzählige. Da gab es Arbeit für uns. Liegend, kriechend und stehend werden die Vögel gegriffen, oft mehrere gleichzeitig mit einer Hand, und in Säcke gesteckt. Die Säcke wurden bald voll, so voll, wie man einen Sack mit lebenden Vögeln machen darf. Was nun? Woher neue Säcke nehmen, wo die vollen lassen? Ein guter Gedanke: Säcke im Keller der Vogelwarte ausschütten! Also los, vom Turm herunter; jeder von uns schwer bepackt. Wer hat schon mal unter der Last von lebenden Staren geächzt? Insgesamt wurden in der Nacht von der Höhe des Turmes 107,36 Kilogramm lebende Stare zur Vogelwarte geschleppt. Der Summe ist ein Durchschnitt-Stargewicht von 74,3 Gramm zugrunde gelegt. Die Zahl der gefangenen Stare betrug 1445! Die letzten Gefangenen, die morgens gegen 6 Uhr vom Turm heruntergetragen wurden, blieben zunächst bis zur Beringung in den Säcken. Gegen 6 Uhr machten wir Schluß, obgleich wir noch mehr hätten fangen können, aber „wir hatten genug“. Alles hat seine Grenzen. Schließlich kann das Vogelfangen auch zu viel werden, zumal wenn es die ganze Nacht auf luftiger Höhe und bei feuchtem, windigem Wetter geschieht. Auch mußte man an die Gefangenen denken, die doch wieder freigelassen werden wollten und vorher alle beringt werden mußten. Wer schon Vögel markiert hat, weiß, wieviel Zeit die Beringung nur eines einzelnen erfordert. Jetzt harren aber 1558 Vögel — außer den 1445 Staren noch Lerchen, Drosseln und einige andere Arten — der Beringung.

Nach kurzer Ruhepause begann nach 8 Uhr morgens die Beringungsarbeit, deren Dauer zunächst unabsehbar war, da wir die Anzahl der Gefangenen noch gar nicht kannten. Im übrigen mußten die Stare im Keller ja noch ein zweites Mal gegriffen werden. Die Waschküche bot ein unbeschreibliches Bild. Man stelle sich einen Raum von etwa 6 × 5 × 2 Meter vor, in dem 1000 Stare schwirren und schwätzen. Wer es nicht gesehen hat, wird es sich kaum vorstellen können. Die Nachbarn haben von dem Starengebrause im Keller die ganze Nacht nicht schlafen können und zunächst an einen Rohrbruch geglaubt. Für die Beringung wurde an Hilfskräften aufgeboten, was erreichbar war. Zwei bis drei Personen legten die Ringe um, andere entnahmen die Vögel den Säcken, andere reichten sie zu. Von Zeit zu Zeit, wenn die Hälfte der Säcke geleert war, wurden sie im Keller wieder gefüllt.

Zwischendurch inspizierten zwei Herren mehrmals den Fanggarten der Vogelwarte und brachten weitere Säcke mit Vögeln. Gegen 19 Uhr war alles überstanden, nur die Finger hatten etwas gelitten von dem stundenlangen, andauernden Aufbiegen der Metallringe. An diesem einen

Tage waren auf Helgoland mehr Vögel beringt — nämlich 1706 (einschließlich der im Fanggarten gefangenen) — als vor einigen Jahren noch in 12 Monaten. Die Gesamtziffer der von der Station auf Helgoland im Jahre 1927 beringten Vögel betrug bis zum 25. Oktober einschließlich 4513.

Fragen nach der Gesamtmenge der Zugvögel in dieser Nacht sind schwer zu beantworten. Die 1558 zwecks Beringung weggefangenen Vögel haben die stundenlang in der Luft herumschwirrende Masse nicht im geringsten vermindert. Diese 1558 waren wahrscheinlich weniger als der hundertste Teil der Gesamtmenge. Sicherlich darf man von Hunderttausenden sprechen. Die Helgoländer reden sogar von Milliarden — was aber ohne Frage viel zu hoch geschätzt ist, wie auch Gätke früher von Millionen und Milliarden sprach. Eines aber scheint mir sicher zu sein: es gibt auch jetzt noch ab und an Massenzüge wie zu Gätkes Zeiten. Die Vögel flogen so dicht, daß viele zusammengeprallt sind. Vielleicht ist ein Teil der in den nächsten Tagen vom Meer angespülten Vögel auf diese Weise ums Leben gekommen. Als Kuriosum sei erwähnt, daß man einen Brachvogel fand, der eine Wacholderdrossel aufgespießt hatte.

Auf die Frage, wie sich diese Massenzugserscheinung erklären läßt, ist zu sagen: Die Vögel, die von Nordosten nach Südwesten über Helgoland und daran vorbei zogen, sammelten sich bei dem starken Leuchtfeuer, als das Zugwetter ungünstig wurde (völlige Verdunkelung, Regen, Drehen des Windes). Weshalb zogen aber in dieser Nacht solche gewaltigen Vogelmassen? Dies hängt, vermute ich, mit dem Wetterumschwung in Skandinavien zusammen, wo plötzlich in großen Gebieten starker Frost einsetzte.

Der Verrat des Schäferhundes.

Der Kelpie als Anführer der Dingos.

In seinem Werke „Wanderungen im Queenslandbusch“ erzählt der englische Naturforscher Puxley folgende seltsame Hundegeschichte:

Ein Ansiedler am westlichen Cooperfluß besaß einen sehr schönen, blauen Schäferhund, Kelpie genannt. Dieser machte hier und da einen Besuch bei den Weibchen der Dingos, den wilden Hunden Australiens. Die erste Zeit kam er immer pünktlich zurück, und war wachsam und folgsam wie zuvor, später jedoch schien ihm das abenteuerliche Herumstreichen besser zu gefallen; er erschien nur noch unregelmäßig bei seinem Herrn, wurde immer unruhiger, bis er eines Tages von einem seiner Streifzüge überhaupt nicht mehr zurückkehrte. Von da an bemerkte man in der ganzen Siedlung, daß die Dingos viel aggressiver wurden, daß ihre Raubzüge viel mehr Schaden anrichteten, und daß es ihnen gelang, die aufgestellten Fallen mit weit größerer Geschicklichkeit zu umgehen als bisher. Lämmer, Hühner und Gänse verschwanden in immer größeren Mengen. Man konnte Gift auslegen, so viel man wollte, kein Dingo fiel mehr darauf herein. Bis sich eines Tages das Rätsel lichtete. Ein Bewohner der Siedlung sah von weitem eine Schar Dingos, von einem Kelpie geführt, der die Operationen der Bande leitete, versteckt, ohne der Siedlung nahe zu kommen. Der Herr des entlaufenen Kelpies legte sich auf die Wache, und in einer der folgenden Nächte erkannte er seinen Hund, wie er einen neuen Überfall der Dingos dirigierte. Trotz hoher, auf den Fang des verräterischen Tieres ausgesetzter Prämien, konnte der Kelpie Wochen hindurch nicht gefangen werden. Bis er eines Tages doch in eine Falle ging, die weit entfernt von der Siedlung aufgestellt worden war. Dem Köder, einer vergifteten Wurst, hatte der Kelpie nicht widerstehen können; waren doch Würste immer seine Lieblingsspeise gewesen.

St. F.

Gedanken.

Von Julius Loeb.

Zwei sehen mehr als einer . . . wenn es keine Erben sind.

*

Das Nichtsehenwollen strengt mehr an, als das Sehenwollen.

*

Der Pessimismus ist die Seekrankheit auf dem irdischen Narrenschiff.

*

Ratschläge kann man alle Zeit für nichts haben. Mehr sind sie auch meist nicht wert.



Bunte Chronik



* **Frauenbewegung in Buchara.** Infolge der emsigen Werbetätigkeit der Sowjets beginnen auch in der mohammedanischen Frauenwelt des orientalischen Rußlands die Jahrhunderte alten Sitten zu verschwinden. In Buchara haben während des verflossenen Jahres mehr als 110 000 Mohammedanerinnen den Schleier abgelegt. In Baku, wo sich über die Hälfte der Bevölkerung zum Islam bekennt, tragen ihn nur noch die alten — meist auch häßlichen — Frauen. Die jungen — nach unseren Begriffen dort durchweg hübschen — Mädchen sind nach der neuesten europäischen Mode gekleidet. Die hartnäckigsten Vertreterinnen der altüberkommenen Bräuche sind die 110 ehemaligen Frauen des geflüchteten Emirs. Als der Fürst nach Afghanistan in die Verbannung ging, folgten ihm nur 10 seiner Haremsdamen. Die übrigen zogen es vor, in dem schönen Palast zu bleiben, und haben ihn auch trotz der Räumungsbefehle der Bolschewisten nicht verlassen. Die große Masse der Mohammedanerinnen aber läßt sich durch den „reaktionären Harems-Torso“ nicht beeinflussen. Die Koedukation ist bereits eingeführt, und Tausende von emanzipierten Frauen betätigen sich als „Seifenkisten-Redner“.

*

* **Amerikanische Beerdigungskosten.** Während man sich in anderen Ländern vielfach den Kopf zerbricht, wie man am billigsten durchs Leben kommt, hat man in den Vereinigten Staaten häufig keine größere Sorge, als wie man sich am wohlfeilsten begraben lassen kann. In keinem anderen Lande der Welt dürfte diese leider unumgängliche Angelegenheit mit so hohen Kosten verbunden sein wie in Amerika, und zwar machen die Iren in dieser Beziehung angeblich die größten Aufwendungen. An zweiter Stelle kommen die Italiener, während die Juden mit ihren sehr einfachen Beerdigungszeremonien auch in dieser Beziehung am wirtschaftlichsten sind. Im allgemeinen kann man rechnen, daß eine Arbeiterfamilie für die Beerdigung eines der Ihren mehr als 6000 Zloty aufwenden muß. Selbst bei den hohen Löhnen, deren sich der amerikanische Arbeiter erfreut, ist dies eine sehr bedeutende Ausgabe, die oft einen erheblichen Teil des Nachlasses verschlingt. Die Höhe der Kosten ist in erster Linie auf das Verhalten der Bestattungsgesellschaften zurückzuführen, die sich drüben zu einem außerordentlich gewinnbringenden Geschäftszweige entwickelt haben. Während zwischen 1910 und 1920 die Zahl der Sterbefälle um 2,3 Prozent zunahm, stieg die der Leichenbestattungsunternehmen um 50 Prozent. Anstatt, daß die wachsende Konkurrenz die Preise gedrückt hätte, haben die Gesellschaften nach echt amerikanischer Weise durch Ringbildung sie noch in die Höhe getrieben.

*

* **Der Feigenbaum als Ehemann.** Eine für unsere Begriffe höchst ungewöhnliche Trauung fand unlängst in Verdoldi, in der Nähe von Ahmedabad, statt. Die „Parteien“ waren ein junges Brahminenmädchen und ein . . Pipalbaum, der heilige Feigenbaum Indiens. Eheschließungen mit einem Baume sind bei gewissen indischen Sekten keine Seltenheit. Das Mädchen hatte infolge einer Pockenerkrankung im Alter von sechs Jahren das Augenlicht verloren und daher nach der Meinung ihrer Eltern keinerlei Aussicht, einen Mann zu bekommen. Um ihm nun das unerfreuliche Los einer alten Jungfer zu ersparen, verheiratete man es mit dem heiligen Baume. Auch Männer gehen zuweilen die Ehe mit einem leblosen Wesen ein. Hat jemand zwei Frauen durch den Tod verloren und er will gern zum dritten Male heiraten, fürchtet aber, daß seine neue Gattin das Los der beiden andern treffen könne, so läßt er sich mit einem Bananenstamm oder einem andern Baume ehelich verbinden. Alle Zeremonien werden wie bei einer richtigen Trauung erfüllt, zum Schlusse jedoch wird der Baum abgeschlagen und als „tot“ betrauert. Damit ist der Weg für eine richtige Ehe frei geworden, denn die wirkliche Braut gilt jetzt als gegen jedes Unglück gefeit. Kann ein Mädchen aus irgendeinem Grunde keinen passenden Gatten finden, so verheiratet man es zuweilen mit einem Schwert, einem Bogen, einem Schleifstein und dergleichen mehr. Auf diese Weise entgeht es den Vorwürfen und der Mißachtung, denen in Indien eine Unverheiratete ausgesetzt ist.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.